

Illustriertes Unterhaltungs- Blatt

Bromberg, Sonntag, den 30. Juni

Die alte Linde.

Die wilden Tauben flogen
Und gurrten in der Linde,
Wir schnitten uns're Namen
Verschlungen in die Rinde.

Die grauen Tauben gurren
Heut' wie in jenen Tagen,
Der Baum noch immer treulich
Trät' uns're Namen tragen.

Doch meine wilde Taube
Flog mit dem Sommerwinde
Und findet nie sich wieder
Heim zu der alten Linde.

Fräulein Wahrendorf.

Novelle von R. Litten.

[Schluß.]

[Nachdr. verböt.]

„Ich gratuliere Dir zu Deiner Nichte, mein Lieber!“ sagte die Sanitätsrätin zu ihrem Manne, „Du kannst stolz auf sie sein.“

Er sah sie aufrichtig erstaunt an. „Bin ich auch,“ sagte er trocken, „das heißt, wenn Du von Edith Wahrendorf sprichst.“

Sie lachte höhniisch. „Gewiß von Edith Wahrendorf, die sich nicht entblödet, in aller Ruhe und Sittsamkeit — Herrenbesuche zu empfangen!“

Sie trat dicht auf ihren Mann zu und sah ihm mit flammenden Augen ins Gesicht. „Weißt Du, daß Professor Hallervorden bei ihr aus- und eingeht?“

Das Erstaunen wich von seinem Gesicht, aber es schien nicht der Nachricht selbst zu gelten. „Das ist alles?“ fragte er noch immer unbewegt. „Nun, das beweist doch nur, daß der Mann Geschmack an der Unterhaltung mit einem vernünftigen Frauenzimmer findet. Und das ist die Edith nur einmal,“ fügte er aus innerster Ueberzeugung und mit gutmütigem Spott hinzu, „die hat Verstand in dem feinen Köpchen, nicht nur Kleidermoden und sonstigen Firlefanz!“

Seine Gattin stand zornbebed vor ihm. „Nun, das muß ich sagen, Willibald, ich beneide Dich um Deine Seelenruhe! Leider



Ernst Berger, München

Am Fenster. Nach dem Gemälde von Ernst Berger.

Gottes ist aber die Welt weniger harmlos als Du und wird bald genug die richtige Bezeichnung für das Benehmen Deiner Nichte haben. Man schlägt denn doch nicht so ungestraft der guten Sitte ins Gesicht, wie sie es thut.“ Sie lachte wieder höhniisch auf. „Wo sie nur die Aufmerksamkeit des Professors auf ihre verführerische Erscheinung gelenkt haben mag?“

„Das will ich Dir ganz genau sagen, Lenore,“ fiel ihr der Gatte ins Wort, „ich habe ihr dabei geholfen. Auf meine Bitte begleitete sie Hallervorden in der Silvesternacht von dem Feste bei uns nach Hause. Und jetzt,“ er sah sie ernst an, „bevor ich aufs Land zu einem Kranken fahre, wovon ich Dich benachrichtigen wollte, noch eins: Ich dulde in meiner Gegenwart kein mißliebliches Wort gegen das Kind meiner verstorbenen Schwester, das ich liebe und achte wie wenige ihres Geschlechtes. Und sollte sich dennch irgend eine Stimme böswillig gegen sie und ihr Handeln erheben, so werde ich dieselbe zum Schweigen zu bringen wissen, darauf verlasse Dich!“

Er verschwand und überließ seine Damen ihrer noch beträchtlich gesteigerten Erregung. Auch Fräulein Irene war von derselben erfasst, denn wenn Sie auch noch immer mit spöttischem Lachen versicherte, das Ganze nur für einen schlechten Witz zu halten, dem Professor keineswegs eine solche Geschmacksverirrung

zutrauen zu können, so widersprachen dem ihre flammenden Augen, die weißen Zähne, die sich immer wieder in die rote Unterlippe gruben. Daß „die Person“ aber in keinem Falle ferner von ihnen empfangen würde, darüber waren sich die beiden Damen einig, mochte es der Hausherr für seinen Teil damit halten, wie er wolle.

In ihrer Aufregung hatten beide das Anschlagen der Storrtdorglocke überhört und sahen nun nervös zusammen, als plötzlich Fritz ins Zimmer trat und mit lauter Stimme meldete: „Fräulein Warendorf!“

Er hatte weiter sprechen wollen, aber die Hand seiner Herrin winkte ihm heftig Schweigen zu.

„Sagen Sie der Dame, wir wären nicht für sie zu sprechen, niemals!“ befahl sie, und als der Diener sichtbar zögerte, herrschte sie ihn an: „das berichten Sie wortgetreu, verstanden?“

„Sehr wohl, gnädige Frau! Aber auch Professor Hallervorden bittet gnädige Frau um die Ehre.“

Die Sanitätsrätin zuckte zusammen und blickte, nun doch aus der Fassung gebracht, ihre Tochter an.

„Lassen Sie den Herrn eintreten,“ entschied sie dann. „Aber für die Dame bleibt mein Bescheid!“

Der junge Mann rührte sich nicht und sah seine Herrin verlegen und zugleich pfiffig an.

„Das wird nicht gut gehen, wenn gnädige Frau erlauben. Die Herrschaften sind zusammen gekommen, und ich glaube —“

Er verstummte mit einem Blick nach der Thür und verschwand eilig.

Ueber die Schwelle war die hohe Gestalt des Professors geschritten, an seinem Arm, übergossen von rosigem Blut, in den Augen strahlendes und doch so demütiges Glück, Edith Warendorf.

„Die Damen verzeihen unser Eindringen,“ nahm Professor

Hallervorden das Wort, „aber wir könnten unmöglich länger auf die merkwürdig langsame Pflichterfüllung Ihres Dieners warten; unsere Zeit ist sehr kurz bemessen.“

Er schien nicht zu bemerken, daß diejenigen, denen seine Worte galten, wie zu Stein erstarrt dastanden; er nahm Ediths schmale Hand in die seine und fuhr lächelnd fort: „Sie merken schon an dem Pluralis, den ich so ungeniert, wie mein gutes Recht gebrauche, daß Sie ein Brautpaar in uns sehen, ein glückliches Brautpaar, welches sich Ihnen hiermit in aller Form vorstellt. Meine Braut wollte nicht, ohne diese Pflicht erfüllt zu haben, nach K. zu ihrer Schwester reisen, von welcher ich mir in spätestens einem Monat meine Frau zu holen gedenke. Wenn sie bis dahin nicht anderen Sinnes wird,“ lachte er und zog die Hand seiner Braut an die Lippen.

Edith erröthete glückstrahlend, dann trat sie auf die noch immer unbewegliche Gestalt ihrer Tante zu, deren kalte, widerstrebende Hand ergreifend.

„In Deinem Hause fand ich das Glück meines Lebens,“ flüsterte sie.

In den blauen Frauenaugen, welche ihr Blick dabei suchte, flatterte es drohend, aber der blonde, wohlfrisierte Kopf neigte sich leise, und die verzerrten Lippen sprachen mechanisch, wie man etwas mühsam Eingelerntes wiedergibt: „Meinen Glückwunsch zu Deiner Verlobung!“

Auch Frenes' entfärbten Lippen entranzen sich ein paar undeuliche Laute, dann verbeugte sich Hallervorden abschiednehmend.

„Wir dürfen Ihre Gastlichkeit leider nicht länger in Anspruch nehmen, unser Zug geht in einer halben Stunde. Morgen — länger darf ich leider nicht von hier fernbleiben — besuche ich dann Ihren Gemahl, gnädige Frau, von dessen Abwesenheit wir zu unserem Bedauern bereits im Vorzimmer hörten. Ich muß ihm doch meinen Dank aussprechen, daß er mir an der Schwelle des neuen Jahres zu einer Frau verholfen!“

Die Diebin.

Novellette von J. H. Rosny. Autorisierte Uebersetzung von Gustav Steffens.

[Nachdruck verboten.]

Ich war verlobt und sehr glücklich darüber — verlobt mit einem eigentümlichen, rätselhaften jungen Mädchen. — Sie sprach wenig und stets in geheimnisvoller Weise, machte aus den kleinsten Handlungen ihres Lebens allerlei Geheimnisse und hatte für die Einsamkeit eine fast beunruhigende Neigung. Das alles aber wurde wett gemacht durch so schöne Augen, einen so wunderbaren Teint und eine solche Anmut und Grazie, daß ich nicht den Mut fand, mir über die Eigentümlichkeit ihres Charakters ernstliche Gedanken zu machen.

Ich liebte Jeanne so leidenschaftlich, daß ich sie lieber tot zu meinen Füßen gesehen, als sie einem andern gegönnt hätte. Halbe Nächte hatte ich vor ihrem Hause gestanden und in dem Bewußtsein geschwelgt, daß „sie“ hier wohnte.

Aber es fehlte mir die Gewißheit, ob auch sie mich liebte. Stets hatte sie sich geweigert, mir diese Frage zu beantworten, und sich auf den Willen ihrer Eltern und deren Einsicht berufen, die unsere Verlobung gestattet hatten. Wenn ich dann heftiger in sie drang, so erklärte sie mir gewöhnlich, sie wisse es selbst nicht, doch empfinde sie gegen mich keinerlei Antipathie, und das genüge ihrer Ansicht nach für ein junges Mädchen, sich einer Ehe nicht zu widersetzen.

Umsonst versuchte ich, in dem rätselhaften, schönen Geschöpfe ein stärkeres Leben zu entfesseln; sie blieb mir ebenso fern und unbekannt wie zuvor. Ich aber liebte sie mit wachsender Glut.

* * *

Eines Abends saß ich einsam auf der Terrasse der Villa, deren Gäste mir waren, und dachte in etwas melancholischer Stimmung über alle diese Dinge nach, als sich im Hause plötzlich Lärm vernehmen ließ. Ich kehrte in den Salon zurück; die ganze Gesellschaft war in großer Aufregung, meine Wirte bestürzt, die Freunde verlegen und verwirrt, während die alte Madame Despreses furchtbar blaß ausah und am ganzen Leibe zitterte.

„Was ist denn geschehen?“ fragte ich.

Man erklärte mir in abgerissenen Sätzen, der Brillantschmuck von Madame Despreses sei gestohlen worden, alte Familiendiamanten von unschätzbarem Werte; man hätte die Dienerschaft im Nebenzimmer versammelt, kurz und gut, man wolle eine regelrechte Haussuchung vornehmen.

Gerade im Augenblick, als ich eintrat, war ein alter Herr, Herr de la Hestre, beauftragt worden, die Untersuchung zu leiten. Er machte zunächst den Vorschlag, jeder solle sich der Visitation

unterwerfen, oder richtiger gesagt, sich dazu freiwillig hergeben. Obwohl die Sache etwas Verlegendes an sich hatte, so protestierte doch keiner, und man kam überein, daß gleich nach den Dienstboten alle anwesenden Personen der Untersuchung unterzogen werden sollten.

Aufrichtig gestanden, war mir die Sache im Vergleich zu meinen persönlichen Sorgen ziemlich gleichgültig, und ich wartete im Gespräch mit einigen anderen Personen das Ende der langweiligen Geschichte ab, während Herr de la Hestre in Begleitung zweier Zeugen und des Wirtes die Visitation der Dienerschaft draußen vornahm. Bald versank ich wieder in meine früheren Gedanken und hielt die Augen starr auf den Kamin gerichtet, als mich jemand leise auf die Schulter lippte. Ich erhob den Kopf und sah meine Braut neben mir, die mich mit großen Augen stehend anblickte. Wir standen allein am Kamin und konnten mit leiser Stimme miteinander sprechen, ohne daß man uns hörte. Hastig flüsterte sie mir zu: „Wenn Sie mich lieben, so sorgen Sie dafür, daß man Sie zuerst untersucht . . . richten Sie es so ein, daß Sie in meiner Nähe stehen und ergreifen Sie geschickt den Gegenstand, den ich Ihnen von hinten reiche, wenn Ihre Untersuchung fertig ist . . .“

Mein Blut erstarrte. Der unangenehme Vorfall wurde mir jählings zu einem schrecklichen Ereignis, das mich in die tödlichste Aufregung versetzte. Angstvoll betrachtete ich das Mädchen, zwang mich aber zum Lächeln und flüsterte zurück: „Ich werde thun, wie Sie wünschen.“

Meine Kniee zitterten und meine Kehle wurde trocken. Die Empfindungen, die mich bestürmten, waren schwer zu beschreiben. Es war zu gleicher Zeit ein Gefühl seltsamer Bitterkeit und eine Art triumphierender Freude darüber, daß das Weib, das mich bis dahin so ausschließlich beherrscht hatte, von menschlichen Fehlern auch nicht frei war. Ich zwang mich zu einer Art moralischer Empörung, aber in Wirklichkeit war es die Liebe, die heftig und alles überwältigend in meiner Brust schlug. Die Erkenntnis drängte sich mir auf, daß die Schönheit selbst das Verbrechen zu adeln vermöge, daß man sie selbst in der Schande noch respektieren müsse, und hundertlei andere Paradoxe dieser Art, wie verliebte Glut sie zu erzeugen vermag.

Jeanne hatte mir mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung der Augenlider gedankt und stand nun mit stolzer, gleichgültiger Miene an der Wand. „Sie bleiben recht lange,“ sagte sie plötzlich.

„Herr de la Hestre ist ein sehr vorsichtiger Mann,“ gab jemand zur Antwort.

Wieder trat das tiefe Schweigen ein, das uns von Minute zu Minute nervöser macht, denn die Erwartung regt auch die ruhigsten Gemüter schließlich auf. Endlich war die Visitation der Dienerschaft beendet, und die Thür öffnete sich wieder vor unserem Wirte, den beiden Zeugen und dem alten Herrn.

Mein Herz klopfte zum Zerspringen, und ich fühlte, daß ich entsetzlich blaß wurde. Trotzdem beherrschte ich meine Aufregung und verlangte mit fester Stimme, zuerst durchsucht zu werden.

Herr de la Hestre lächelte über dieses Verlangen, das er wohl als das Anzeichen jugendlicher Aufregung betrachtete, und untersuchte mich sehr eingehend. Ich wurde rot und blaß, ohne daß das jemandem auffiel, denn aufgeregt waren alle. Als es vorüber war, trat ich zwei oder drei Schritt zurück, so daß ich neben Jeanne stand. Sie senkte ihren Fächer und reichte mir mit nachlässiger Gewandtheit einen Gegenstand, den ich mit derselben Geschicklichkeit hinter meinem Rücken erfaßte und in einer Tasche meines Rockes verschwinden ließ. Darauf lehnte ich mich, jetzt nur noch als Zeuge und vor jedem Argwohn geschützt, an den Kammin. Uebrigens erzählte Herr de la Hestre mit seiner Visitation nicht das geringste Resultat, und es blieb nichts weiter übrig, als noch in den einzelnen Zimmern nachzusehen und die Polizei



Leben und Treiben auf dem Militärbahnhof in Peking.



Fräulein Dr. med. Ida Democh.

zu benachrichtigen. — Meine Aufregung war indessen womöglich noch stärker geworden. Ich stand noch immer an den Kammin gelehnt und befand mich wie in einem Taumel; ich fühlte, wie der ominöse Gegenstand auf mir lastete, ich trug das „Verbrechen“ gewissermaßen bei mir.

In diesem Augenblick trat Jeanne mit ihrem leichten Schritt auf mich zu und warf mir einen langen, zärtlich-dankbaren Blick zu, der mir alles Blut ins Gesicht trieb. Dann fragte sie mit gedämpfter Stimme: „Pierre — lieben Sie mich noch?“

Ich zögerte keinen Augenblick, sondern erwiderte mit kaum unter-

drücktem Ungefühle: „Ja, und tausendmal ja!“

„Trotzdem, was ich gethan habe?“

„Trotzdem!“

„Und werden Sie mich heiraten?“

„Ich werde Sie heiraten!“

Sie warf mir denselben Blick zu, nur noch heißer und leidenschaftlicher. Ich empfand in diesem Augenblick die über jedes Menschen- und Naturgesetz erhabene Macht der Liebe, die bis zu den Quellen der Schöpfungsgeschichte zurückreicht und gegen die nichts anzukämpfen vermag. Ich fühlte mich jeltlich glücklich über das eigentümliche Abenteuer und konnte dieses Glück, das ich mir zum



General-Major Graf v. Hülßen-Haeseler.

Borwurf machte und dessen ich mich schämte, nicht verstreuen. — Während ich mit diesen widerstreitenden Gefühlen noch kämpfte, ließen sich draußen laute Stimmen vernehmen, gleich darauf betrat Herr de la Hestre, eine kleine Schachtel in der Hand, den Salon wieder und sagte mit fester Stimme: „Meine Herrschaften, die Juwelen sind gefunden und der Schuldige ebenfalls!“

Ich hatte kaum Zeit, diese Worte zu vernehmen und durch die halb geöffnete Thür das leichenblaße Gesicht des überführten Dieners zu sehen, da zog mich Jeanne schon auf die halbdunkle Terrasse hinaus. Dort faßte sie meinen Kopf mit beiden Händen, zwei weiche, heiße Lippen legten sich auf die meinigen, und Jeanne flüsterte mir zu: „Pierre — Du hast meine kleine Probe bestanden, ich bete Dich an!“



Chinesische Kunstgegenstände, die im Vorhofe zu Waldersees Speisesaal, auf dem Brand-Schauplatz standen.

— ♦ — Vergessen. — ♦ —

Eine Skizze von Paul Blif.

[Nachdruck verboten.]

Paul Sernow, in Firma Sernow & Co., war in arger Geldverlegenheit. Eine Spekulation, auf die er alle Hoffnungen gesetzt hatte, war wider Erwarten fehlgeschlagen; jetzt war Ultimo vor der Thür, die Rückstände sollten gezahlt werden und es waren keine tausend Mark in der Kasse. Was nun beginnen?

Ratlos ging er in seinem Bureau umher. Wohl zum sechsten mal durchsah er die mit Bleistift gemachten Notizen; aber alles war umsonst, das Defizit war da, und eine Deckung dafür fehlte. Grauenvoll stand die Zukunft vor ihm. Er war ruiniert. Zwei Wege nur blieben; der Bankrott oder der Revolver.

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn und ein Schauer durchrieselte ihn. So jung, noch keine dreißig Jahre und schon ein Ende! In stummer Verzweiflung warf er sich auf das Sofa, presste die Hände an die Stirn und stierte ratlos vor sich hin.

Plötzlich trat Jemand ein. Louis Jensen, sein alter Jugendfreund, war es; fast erschrocken trat er näher.

Paul stand sofort auf und begrüßte voll Verlegenheit den Freund, den er seit einigen Jahren nicht gesehen hatte. Früher waren sie eng befreundet gewesen, dann aber hatte Paul andern Verkehr, da der Freund ihm zu einfach und altmodisch erschien.

„Dich wundert mein Kommen?“ fragte der Freund.

Verlegen entgegnete Paul: „Ich muß mich entschuldigen, daß ich so lange nicht bei dir war!“

„O, dazu hast Du keine Ursache, unsere Wege gehen ja nicht neben einander, jeder geht ja heut' seinen eigenen Interessen nach. Der Kampf ums Dasein läßt uns ja keine Zeit übrig.“

Zustimmend nickte Paul, wurde aber nur noch mehr verlegen.

„Ich bin auch nicht gekommen, Dir deshalb Vorwürfe zu machen, lieber Freund, nein, ich komme, Dir zu helfen.“

Der junge Bankier fuhr zusammen und starrte den Freund an.

Dieser nickte lächelnd: „Ja, ja, mein Junge, ich weiß alles, ich kenne Deine Lage, Du bist vor dem Ruin. Und eben deshalb bin ich hier. Also wieviel brauchst Du?“

Noch immer fand Paul keine Worte.

Nun sprach der Freund weiter: „Damit Du also Klarheit hast, ich weiß es von meiner Schwester Frieda; die ist, wie Du nicht zu wissen scheint, in dem Bankgeschäft von Wolter als Buchhalterin angestellt; dort hat man Deine Vornahmen und Deine Lage besprochen und da hat sie mir alles wiedererzählt.“

Jetzt war Paul niedergeschlagen. Ein neuer Vorwurf traf ihn. Denn dies junge Mädchen war dereinst seine heimlich Verlobte gewesen, er hatte sich aber auch von ihr zurückgezogen, weil er eben höher hinaus wollte. Und nun kamen diese beiden so Vernachlässigten und boten ihm Hilfe an, die ihn vom Untergang retten konnte. Das beschämte ihn tief.

„Also sprich frei von der Leber runter,“ sagte Louis, „wieviel brauchst Du?“

Ohne ein Wort zu erwidern, reichte ihm Paul den Zettel hin, vor dem er bis jetzt gekümmelt hatte.

„Alle Wetter! 26 000 Mark! Darauf war ich nicht gefaßt,“ sagte der Freund.

Angstvoll und zitternd sah Paul ihn an. Schon drohte auch die letzte Hoffnung wieder zu versinken.

Doch der Freund besann sich und sagte kurz entschlossen: „Ich gebe Dir das Geld; morgen Mittag kannst Du darauf rechnen. — Aber ich muß Dich warnen, Paul, laß Dich nicht wieder auf so leichtsinnige Unternehmungen ein. Ich gebe Dir fast die Hälfte meiner Ersparnisse. Ich vertraue Dir, Paul, wirtschaftete gut mit dem Gelde, bedenke, daß ich es meiner Familie entzog, um Dir zu helfen!“

Und Paul umarmte den Freund und mit thränendurchzitterter Stimme entgegnete er: „Nie, niemals werde ich Dir dies vergessen, lieber Louis! Ewig dankbar will ich Dir dafür sein, Du hast mir ja die Lust zum Leben wiedergegeben! Du guter lieber Mensch!“ — Und er umarmte und küßte den Freund. — — —

Ein Vierteljahr später.

Das Haus Sernow & Co. steht wieder fest und sicher da. Die Schlappe von ehedem ist ausgeglichen und seitdem ist Paul vorsichtig geworden. Aber er arbeitet mit Glück, denn seine Verbindungen sind geradezu glänzende geworden. Es geht auch schnell aufwärts.

Natürlich glüht in seiner Brust noch immer die Flamme der

Dankbarkeit für den uneigennütigen Freund, aber davon spricht er zu niemand, und wenn es irgend angeht, meidet er auch die Nähe des Freundes, denn er hat das leise Gefühl, als schäme er sich vor diesem schlichten Menschen.

Auch bei Fräulein Frida hat er herzlichst sich bedankt

Er hat sie einigemal ins Theater geführt, ist auch zuweilen mit ihr spazieren gefahren, als er aber merkte, daß sie den vertraulichen Ton von ehedem wieder anschlug, hat er sich nach und nach von Neuem zurückgezogen, — denn sie zu heiraten, daran dachte er auch jetzt noch nicht. Das hieße doch die Dankbarkeit ein wenig weit treiben, zumal jetzt, wo er doch bald genug eine glänzende Partie machen konnte.

Einmal indessen kam er allmonatlich mit den beiden Geschwistern zusammen, das war nicht zu umgehen, nur war er stets froh, wenn seine Geschäftsfreunde von diesen nichts erfuhr — eine Empfehlung für ihn wäre das ganz gewiß nicht, meinte er stets mit spöttischem Lächeln. — — —

Ein Jahr später.

Louis Jensen ging mit seiner Frau über den Opernplatz. Es war eine Minute vor Beginn der Oper.

„Geht da nicht Dein Freund Sernow mit der Familie Wolf zusammen ins Opernhaus?“ fragte die Frau.

Gleichmütig nickte Jensen nur.

„Aber er grüßte Dich doch gar nicht?“

„Er wird uns nicht gesehen haben.“

Pause. — Beide denken nach. Dann die Frau: „Sag' mal, ich dachte, der Sernow würde einmal die Frida heiraten?“

„Ja, das bildete ich mir auch ein, aber wir scheinen uns geirrt zu haben.“

„Findest Du nicht, Mann, daß Sernow uns jetzt auffallend vernachlässigt?“

„Liebes Kind, er hat so viele Verbindungen, den! doch nur, wie groß sein Geschäft geworden ist!“

„Ja, ja, das schon, aber er ist Dir doch Dank schuldig, lieber Louis.“

Jensen zuckte die Schultern. „Er hat ja vor acht Tagen alles zurückgezahlt.“

„Aber damals hast Du ihn doch vom Untergang gerettet!“

Jensen nickte mit wehmütigem Lächeln. „So etwas vergißt man gar bald!“

„Aber er ist doch Dein Freund!“

„Ich fürchte, er ist es nicht mehr,“ sagte er und mochte sich stark, denn Thränen wollten hochkommen. — — —

Zwei Jahre später. —

Ein glänzender Hochzeitszug schreitet durch die reichgeschmückte Kirche. Die Damen in prächtigen Seiden- und Brokat-Roben, funkelnd von Diamanten und anderen edlen Steinen, die Herren im Frack und Uniform, geschmückt im Glanz all ihrer Ordenssterne.

Paul Sernow führt die einzige Tochter des steinreichen Wolf an den Altar.

Im Mittelschiff der Kirche sitzen die Zuschauer, eng gedrängt, Kopf an Kopf, und halblaut wird die Unterhaltung geführt.

„Ja, der ist jetzt schöne 'raus,“ sagte eine dicke Dame. „Der hat genug für dies Leben, zwei Millionen kriegt er ja mit.“

Allgemeines Erstaunen und Kopfschütteln der Bewunderung.

„Aber der hat's auch verstanden. Der ist een ganz Schlauer! Früher, ach du meine Güte, da hätten Sie'n mal sehen sollen, das reine Glend, sage ich Ihnen! Ich kannte ja seine ganze Familie, kaum satt zu essen hatte sie!“ —

Dann meinte eine andere: „Er stand doch mal sehr an der Kippe, nicht wahr?“

Die dicke Dame nickte, als wisse sie alles. „So was vergißt man schnell,“ lächelte sie boshaft.

In diesem Augenblick kam das Brautpaar vorüber. Alles schwieg und staunte das Paar an.

Und ganz drüben in der Ecke, ungesehen von allen anderen, saß ein alterndes Mädchen und drückte das Tuch ans Gesicht.

„Aber Frida, nimm Dich doch zusammen,“ sagte ihr Bruder, der hinter ihr stand.

„Ach Louis,“ flüsterte sie, „ich habe ihn ja so heiß geliebt.“

Da erkante laut des Predigers Stimme und ebenso laut sprach der junge Bräutigam sein „Ja“.

Ganz hinten aber saßen die Geschwister und blickten durch thränenumflorte Augen auf all' den Glanz, der sie nun auf immer von dem Freunde trennte.





An der Trinkhalle zu Kissingen. Nach dem Gemälde von W. Räuber.

—*— Ein guter Mensch. —*—

Skizze von Klaus Rittland.

[Nachdruck verboten.]

[Schluß]

„Ergert schüttelte er den Kopf. „Diesmal haben Sie aber falsch geraten, meine Gnädigste. Meine Lieblinge sind Maupassant, Prévoist und — und Halbes „Jugend“. — Weiter fiel ihm in diesem Moment nichts „Amoralisches“ ein. — „Sieh, sieh, wie man sich in einem Menschen irren kann!“

Jetzt öffnete sich die Thür, und Frau Berndts Kinder erschienen zum Gutentagsagen. Vier Stück. Ein Mädel mit dünnen Beinen und blonder Mähne, zwei Jungen in noch nicht schulpflichtigem Alter und ein kleines Watschel-Persönchen, das, wie die Frau Käthin dem neuen Gast gerührt mitteilte, erst ein paar Wochen nach dem Tode des Papas geboren war.

Der Papa, ja so. Junge Witwen haben ja „Selige“. Daran hatte Herr Stiehling noch gar nicht gedacht. . . Er sah sich im Zimmer um. Dort die große Photographie, das dumme, ausdruckslose lange Gesicht mit den Koteletten —

„Er — der selige Berndt!“ raunte ihm die Käthin zu: „ein schöner Kopf, nicht wahr? Gott, wie treu sie aber auch an ihn gedenkt! — — Eine rührende Liebe!“

Dieser Gefühlsausbruch war Herrn Stiehling unangenehm, noch mehr aber das spöttische Lächeln, das in diesem Moment über Herrn Dumesnils Gesicht flog. — Was hatte der Mensch so zu lächeln?

„Haben Sie schon die neue Schöpfung unseres Maestro kennen gelernt, Herr Stiehling?“ fragte jetzt die Hausfrau. „Sie wissen doch — das Musikdrama: ‚Luzifers Traum‘ — — Nein? O dann — — wollen Sie sich nicht erbitten lassen, uns einiges daraus vorzutragen, lieber Dumesnil?“

„Ah ja, bitte, bitte“ — — flehten nun auch die andern.

Seufzend erhob sich der Maestro und schritt zum Klavier. „Wenn Sie so drängen“ — —

Herr Stiehling hatte das Gefühl, als ob der Künstler schon die ganze Zeit nur auf diesen Moment gewartet hätte. Er war so gelangweilt und nervös gewesen, als ob ihm etwas fehlte. Und nun, da er einmal am Klavier saß, stand er auch nicht wieder auf. Wenigstens erlebte August Stiehling das Wiederaufstehen nicht.

Luzifers Träume mußten sehr unbehaglicher Natur sein. Das war ein Rollen und Wüten und Sausen — — ohrenzerreißend! Dem neuen Gast wurde ganz ängstlich zu Mute.

„Himmlich! erhaben!“ schwärmten die Wirtin und Fräulein Nini, als das Vorspiel beendet war. „Welches Glück, nicht wahr, daß wir jetzt eine solche Kraft an unserer Oper haben?“

„Aber nur vorübergehend, versteht sich,“ wandte Herr Dumesnil müde lächelnd ein. — „ich betrachte die Stellung nur als Uebergang. Ich bitte Sie, — diese kleinen Verhältnisse — und die überlebte Richtung — eine Oper, an der noch der gute, kindliche Mozart die Hauptrolle spielt“ — —

„Na, ich dachte“ — konnte sich August Stiehling nicht enthalten, zu äußern. Aber Frau Berndt — oder wie sie von den Damen genannt wurde: Frau Volo — winkte ihm bedeutungsvoll zu und bat den Künstler um das „entzückende Dämmerungs-Intermezzo.“ Darauf Fortsetzung des Wühlens in den Tasten — — wild, melodielos.

Herr Stiehling wurde plötzlich von einer unbezwinglichen Sehnsucht nach seinem Skat-Lisch gepackt. Sechs Uhr. Da warteten schon die guten Freunde im „Sächsischen Hof.“ Und er empfahl sich. —

Aber er kam wieder — schon am nächsten Dienstag. Und Frau Volo begrüßte ihn so, als hätte sie das gar nicht anders erwartet.

Auch die übrigen Gäste nahmen ihn als selbstverständliche Thatsache hin. Und die Kinder wurden bereits zudringlich gegen ihn.

Frau Volo gestand dem freundlichen Nachbar, ihren Kleinen er schien sein Garten mit den wundervollen Erdbeerbeeten wie ein verbotenes Paradies. Stundenlang stünden sie am Gitter und schmachteten hinüber. Natürlich verstand er den Wink und schloß den lieben Kleinen ungefümt die Pforten des Paradieses auf.

Und nun begann ein intimer nachbarlicher Verkehr. Zu allen Tageszeiten überfiel die kleine Bande von drüben den „lieben Erdbeer-Dübel,“ zum Entsetzen der Haushälterin. Denn es war eine pietätlose kleine Gesellschaft. Nicht einmal vor dem neuen taubengrauen Plüsch-Ueberzug des Salon-Sofas hatten sie Respekt, noch vor den bisher so ängstlich gehüteten Prachtbänden: Bodensiedts „Sekuntala“ und Dorees Bilderbibel. Alles trug die Spuren der schmutzigen Füßchen und klebrigen Fingerchen.

„Sie lassen sich wieder mal gründlich mißbrauchen,“ warf die Haushälterin ihrem Herrn täglich vor.

Aber dann lächelte er nur träumerisch milde vor sich hin. Mißbrauchen — ach Gott. — Es waren ja ihre Kinder! Arthurchen, der Älteste und — Allerfleghafteste hatte ganz ihren Mund — ihre Augen. Konnte man einem solchen Engeln etwas verwehren? Und eigentlich war es doch gar zu lieb von der Frau, daß sie ihm ihre Schätze so oft anvertraute!

Ueberhaupt — wenn August Stiehling anfangs noch daran gezweifelt hatte, ob sie seine stille, zärtliche Neigung erwiderte — — jetzt schwanden diese Zweifel mehr und mehr dahin.

Ganze Nachmittage lang durfte er neben ihr sitzen auf der weinurannten Veranda mit den zierlichen gelben Bambus-Möbelchen und ihr zur Handarbeit Romane vorlesen. Und wenn er eine Pause machte, dann lächelte sie so traulich-verheißungsvoll zu ihm herüber und fragte ihn um Rat über die Farbenzusammenstellung ihrer Wajschseide-Stickerei; — manchmal, wenn sie aufstand, um irgend etwas zu holen, legte sie auch wohl im Vorüberstreifen ganz ungeniert ihr weiches Händchen auf seine Schulter und duldete, daß er einen schüchternen Kuß darauf drückte — — dann wurde ihm stets so sonderbar warm und wirr zu Sinne — und der Sommer duftete so berauschend süß aus dem Garten herauf. . .

Manchmal durfte er sie auch auf ihren Besorgungen begleiten und ihr Paketchen tragen.

„Eigentlich ist's unvorsichtig von mir, die Leute betrüben so gern eine alleinstehende Frau“ — —

Wenn sie derartiges äußerte, zuckte er immer bejagt die Achseln — also für so gefährlich galt er? — und meinte, eine Frau wie sie, stünde doch über dem Geklatz.

Ja freilich — eine Frau wie sie, ganz modern, ganz an de siècle — denn das war ihr glühender Ehrgeiz! — — eine Frau die Nietzsche las und für Richard Dehmels Gedichte schwärmte, die auf die „Jugend“ und auf die „Insel“ abonniert war, die, nur Kunstausstellungen der „Sezession“ besuchte — eine Frau, die alles heißhungrig aufgriff, was neu und sensationell war — die würde sich doch nicht durch böse Zungen beirren lassen? Und sie ging mit dem „treuen Freunde“ spazieren, sie ließ sich wohl auch ab und zu von ihm in irgend einem netten Restaurant bewirten, fand nichts dabei, wenn er ihr Theaterbilletts zur Verfügung stellte und nahm noch so manche andere kleine Aufmerksamkeit freundlich entgegen.

So, als sie ihm einmal gestanden hatte, daß sie gerne radeln würde, aber momentan nicht in der Lage wäre, sich ein Rad zu kaufen und er ihr am nächsten Morgen ein funkelnagelneues „Dürrkop“ zur Verfügung stellte, das er „zufällig von einer Verwandten übernommen hatte — wenn sie es vielleicht einsteifen benutzen wollte?“ da nahm sie diese unglaubliche Erklärung ganz harmlos auf und radelte fröhlich auf dem blitzenden Ding in der Welt herum.

Der Sommer verging. — —

Statt der Erdbeeren lodten jetzt rotwangige Äpfel und goldene Castbirnen die kleinen Unholde in den Nachbargarten hinüber.

Und mit den goldenen Herbstfrüchten reifte August Stiehlings Liebe zu einem festen Entschluß. Sie mußte sein werden, die süße Volo, allen Cousinen und Tanten zum Trotz, die ihn warnten, Frau Berndt wäre eine schlaue Kofette. Ach was, ein Engel war sie und damit basta!

Freilich, da gab es noch zwei andere, die den Reiz der kleinen Veranda mit den Bambusstühlchen zu schätzen wußten: der Major a. D. und Herr René Dumesnil. — —

Aber du lieber Gott — eine derartige schwache Konkurrenz! Was hatten denn die der schönen Frau zu bieten?

Der Major mit dem Holzpuppengesicht war mindestens zwanzig Jahre älter als die reizende Volo — an der Sicht sollte er auch schon leiden! — und Herr René Dumesnil vollends — der besaß wohl auch nicht viel mehr als seinen hübschen französischen Namen und seine beispiellose Arroganz, nein, diese Mitbewerber waren ungefährlich.

Einmal freilich — da flog ein leichter Schatten über Herrn Stiehlings friedlich blauen Zuversichts-Himmel. Die Kinder waren zu sehr ungewöhnlicher Stunde bei ihm erschienen, und als er fragte, ob Mama es auch erlaubt hätte, erwiderte das blondmähnige Trudchen: „O ja, wenn Herr Dumesnil bei Mama ist, erlaubt sie immer, daß wir Dich besuchen!“

Dieses Kinderwort kostete dem guten Stiehling eine schlaflose Nacht.

Aber schon am nächsten Morgen lachte er sich selber aus. Was so ein Kind alles schwagt — du lieber Himmel! . . . Und er ließ an seinem Geiste all die guten Dinge vorüberziehen, die er Frau Lolo zu Füßen legen konnte: eine hochangesehene Firma, hochachtbare Familienbeziehungen, ein massives Haus, in der Brandkassette auf 85 000 Mark eingeschätzt, zwei Plüsch-Garnituren, neun gemachte Betten! — — und vor allem — einen Ehemann — prima Qualität! — —

Nein, nein, er durfte ruhig sein.

Ganz angenehm war's ihm aber doch, daß Anfang Oktober der Major die Influenza bekam und der Maestro verreiste, um in Karlsruhe am Hoftheater der Erstaufführung seines neuen Musikdramas beizuwohnen. So hatte August Stöckling das Reich allein.

Freilich — viel nützte es ihm nicht. Denn Frau Lolo war in diesen Tagen merkwürdig nervös — ganz ungenießbar. Ja, diese kleinen Frauen haben eben ihre Launen.

Eines Morgens fand er sie aber ausgelassen vergnügt. „Denken Sie nur,“ rief sie ihm mit strahlendem Gesicht entgegen, „soeben erhalte ich eine Depesche aus Karlsruhe: Glänzender Erfolg! — Nein, was ich mich freue für unseren lieben Dumesnil! Und nicht wahr, Sie freuen sich auch?“

Herr Stöckling bejahte pflichtschuldigst und ging dann schnell auf ein anderes Thema über: Klein-Trudchens demnächstiger Geburtstag. Ob er ihr wohl eine recht schöne Puppenküche verehren dürfe?

Gerührt schaute Frau Lolo zu ihm auf. „Wie gut Sie mit den Kindern sind! Ja wirklich, geradezu rührend. Und deshalb — — nach einigem Zögern — „komme ich auch nächstens mal mit einer großen Bitte zu Ihnen.“ — —

Freudig erschrocken zuckte er zusammen. Da klopfte es, und der wiedergenesende Major trat ein. Der war nicht zu überdauern! Fatal. . . . Aber die geheimnisvollen Worte hatten einen Sturm in August Stöcklings Seele entfacht. Was konnte sie nur gemeint haben? . . .

Am folgenden Tage fand er sie nicht zu Hause. Aber dann kam der offizielle Dienstag. Stöckling trat eine halbe Stunde vor der üblichen Empfangszeit in den rotverdunkelten, nach Thee und Violettes de Parme duftenden Salon — mit ängstlich klopfendem Herzen, hochrot von Angesicht.

Denn heute sollte sich sein Schicksal entscheiden! Und seltsam — es war, als ob auch Frau Lolo etwas Besonderes

von dem heutigen Tage erwartete! Auffallend erregt, besangen trat sie ihm entgegen.

„Wie nett, daß Sie so bald kommen, lieber Freund. . . Ich sehnte mich ordentlich nach einem ruhigen Plauderstündchen mit Ihnen. Denn wissen Sie, ich — — ich habe nämlich etwas — ich möchte Ihnen eine Frage vorlegen.“ — —

Er fühlte, wie ihm das Blut zum Herzen drängte und wie seine Fingerspitzen eiskalt wurden.

„Kommen Sie — setzen Sie sich“ — — mit einem innig forschenden Blick — „nicht wahr, liebster, bester Freund, Sie haben meine Kinder von Herzen lieb?“

„Lieb? — o gnädige Frau, ich vergöttere sie, diese süßen Schelme.“ — —

„Freilich, ich wußte es ja. Sie sind doch der beste Mensch, der existiert. — — Sagen Sie, da würden Sie auch wohl — — würde es Ihnen nicht zu viel Umstände machen, wenn Sie einmal die Kinder auf längere Zeit bei sich hätten — auf recht lange?“

„Gnädige Frau — Frau Lolo — o Gott“ — —

Ja, war denn die kleine Frau so tollkühn originell, ihm ihrerseits einen Antrag zu machen? — —

„Nämlich,“ fuhr sie errötend fort — „Sie haben es gewiß schon längst gemerkt, daß Herr Dumesnil und ich — mit einander einig sind — — schon vor längerer Zeit verlobten wir uns heimlich — — aber es hing nur noch von dem Erfolg der Oper — — nun aber, seit gestern ist René wieder da — — und in vier Wochen soll schon Hochzeit sein — — unsere Hochzeitsreise soll nach Süd-Italien gehen — — und nicht wahr, lieber guter Freund, Sie nehmen doch die Kinder so lange zu sich?“

Er war totenblau geworden.

Zuerst antwortete er gar nicht.

„Bedauere, gnädige Frau,“ sagte er dann, sich steif erhebend — „aber ich verreise selber auf längere Zeit.“

Betroffen schaute Frau Lolo auf.

Ja, was war denn das — so unfreundlich — — so — — und jetzt — — noch eine kühle, jörmliche Verbeugung — — und der liebe Freund machte die Thür von außen zu? . . .

Das erste Mal in seinem Leben brachte Gustelchen Stöckling es fertig, kein „guter Mensch“ zu sein!

✻ Allerlei. ✻

Die neuesten lenkbaren Luftschiffe. Das englische Kriegsministerium hat, wie „English Mechanic“, meldet, seine Bereitwilligkeit erklärt, eine von Dr. Francis Alexander Barton erfundene Flugmaschine zu bauen, vorausgesetzt, daß sie gewisse Bedingungen erfüllt, denen der Erfinder genügen zu können hofft. Das Luftschiff besteht in einer Maschinerie, mit einer Plattform, die an einem cigarrenförmigen Ballon hängt und in jeder Richtung gesteuert werden kann. Eine wagerechte Fläche (Aeroplan) befähigt die Maschine zur Bewirkung des Auf- oder Abstiegs sowie zur Festhaltung einer geraden Fahrt in gleicher Höhe. Ein senkrecht gestelltes Aeroplan dient zur Steuerung nach rechts und links. Zwei halbgefüllte Wasserballons sind an jedem Ende des Luftschiffs angebracht und dienen dazu, das Gleichgewicht zu erhalten, indem das Wasser automatisch von einem Ballon in das andere gepumpt wird, sobald das eine Ende der Maschine schwerer wird als das andere. Der Ballon (Aerostat) ist in gasdichte Abteilungen geteilt, die bei Benutzung der Maschine zu Kriegszwecken jede noch einen zweiten Ballon enthalten würden. Gegen Ende des Sommers rechnet Dr. Barton darauf, eine Versuchsfahrt vorzunehmen zu können, bei der er drei Leute mit einer stündlichen Geschwindigkeit von etwa 20 Kilometer befördern will, allerdings ein außerordentlich langsamer Grad der Fortbewegung. Außerdem wird gleichzeitig berichtet, daß ein junger Spanier, Sennor Bergara, eine Flugmaschine erfunden habe, mit der er hofft beweisen zu können, daß er alle Schwierigkeiten überwunden habe. Sie ist bereits fertig gebaut und steht für die Versuche auf der Werft der Firma Denny Brothers in Glasgow bereit. Sie hat überhaupt keinen Ballon, sondern ist eine reine und einfache Flugmaschine, die durch menschliche Kraft bewegt wird.

Die neueste Errungenschaft der Pariser Damenmoden ist der — Grad. Die tonangebenden Pariserinnen können sich bereits ohne ein solches Kleidungsstück gar nicht mehr behelfen. Aus Taffet wird es gefertigt oder aus Quirispitzen oder Spachtelstickereien, Vorläufig kommt der Taffet noch mehr in Frage. Ältere Damen wählen schwarze Farben, ramagierte und damastrierte Gewebe. Junge Frauen ziehen helle Farben, vor allem Chines, Pompadourstoffe, duftige Geplinnste vor. Große Erscheinungen tragen den Schoß des Frackes lang, kleine geben dem kurzen den Vorzug. Die vordere Taillengarnierung besteht aus Spitzenjabots oder Crepechiffon und Gazewesten. Der breite Gürtel mit hohem Schloß reicht auf jeder Seite bis zum Beginn des Schoßes. Dazu wird meist ein schwarzer Rock aus Seide oder Tuch getragen. Zu dieser Toilette kommt allerdings etwas, was, wie man glauben sollte, zu der männlichen Tracht nicht recht paßt. In den Händen halten nämlich die Schönen einen Muff, der auch für den Sommer bestimmt ist. Er ist übermäßig groß, besteht aus dem düftigsten Material, das ein Durcheinander von Spitzen und Rüschen bildet.

Ueber die Entstehung einer biblischen Redensart, deren Sinn und Ursprung wohl nur den Allerwenigsten, die sich ihrer bedienen, bekannt sein dürfte, giebt Alex. Büchner in seinem „Tollen Jahr“ folgende interessante Erklärung: „Die Rheinbundtruppen, welche als französische Kontingente seit 1808 in Spanien fielen, brachten von dort die Redensart mit: „Ei, da müßt' ich ja Tinte (für vino tinto, d. h. Rotwein ohne Wasser) getrunken haben“, um einen der Uebergeschnaptheit benachbarten Gemütszustand anzudeuten. Heute noch hört man das am Rhein deutlich von den Leuten, welche dabei nur an Tinte, rote oder schwarze, denken, wofür man in der That übergeschnappt statt nur „angefäuselt“ sein müßte.“

Der gute Rat. Lord Egerton, dem das Palais Noailles in Paris gehörte, verband mit dem Wesen eines englischen Sonderlings ein ungeheures Vermögen, das ihm erlaubte, seine originellen Einfälle um jeden Preis auszuführen. Nur ein Beispiel davon: das Palais Noailles, das er bewohnte, sollte niedergerissen werden, um einer neuen Straße die erforderliche Breite zu geben. Als die festgesetzte Zeit gekommen war, schickte der Stadtrat, der auf seine Rechte hielt, Abgeordnete an den edlen Lord, um ihn zu benachrichtigen, daß er ausziehen möge. Aber der Stadtrat hatte nicht bedacht, daß Lord Egerton der eigensinnigste aller Lords von Großbritannien und die Hauptsache, sehr reich sei. Lord Egerton empfing die Deputation sehr höflich, erklärte ihr aber, daß er nicht Lust habe, sich in seinem hohen Alter wegen der Verschönerung der Stadt inkommodieren zu lassen. Darauf erfolgte eine amtliche Aufforderung und die Drohung, man würde sein Ausziehen und den Verkauf seines Palastes auf gerichtlichem Wege erzwingen. Der Lord ließ hierauf seinen Arzt rufen und fragte ihn ernstlich, wie lange ihn die Kunst und seine Natur wohl noch auf der Erde erhalten könne. „Mindestens fünf Jahre noch,“ entgegnete der Arzt. „Ohne Schmeichelei, ohne falsche Hoffnung?“ fragte der Lord nochmals. Der Arzt versichert es von neuem. „Es ist gut; sie können wieder gehen, Doktor.“ Lord Egerton ließ hierauf seinen Advokaten rufen, zeigte ihm die Aufforderung der Stadt und fragte ihn: „Wie lange können Sie mir versprechen, den Prozeß hinzuziehen?“ Sagen Sie die Wahrheit, bedenken Sie alles.“ „Ich verspreche Ihnen,“ erwiderte der Rechtsfreund, „ihn wenigstens sechs Jahre und länger dauern zu lassen.“ „Es ist gut, Sie können wieder gehen.“ Und sodann schickte Lord Egerton das Resultat dieser beiden Konsultationen auf das Stadthaus, indem er dem Räte die Wahl ließ, zu warten oder den Prozeß zu beginnen. Man hielt es für besser, zu warten. Lord Egerton starb nach neun Jahren und dann erst wurde das Palais Noailles eingestrichen.

Die Zahl der verschiedenen Sprachen, welche in der ganzen bekannten Welt gesprochen werden, beträgt 2523. Davon kommen auf Europa 587, auf Asien 396, auf Afrika 276 und auf Amerika 1264.

Unsere Bilder.

Am 23. März d. J. promovierte in Halle Fräulein Ida Democh zum Doktor der Medizin und Chirurgie, nachdem sie am 18. März das medizinische Staatsexamen beendet hatte, und damit hat Deutschland seine erste an einer reichsdeutschen Hochschule promovierte Ärztin erhalten. Fräulein Democh, am 27. Januar 1877 zu Stagen in Ostpreußen geboren, besuchte die höhere Töchterschule in Byd, dann das städtische Lehrerinnenseminar in Königsberg, und bestand hier Ostern 1893 die Prüfung mit Erfolg und mit dem Rechte, an höheren Mädchenschulen zu unterrichten. Nach halbjähriger Thätigkeit als Lehrerin begab sie sich im Herbst 1895 nach Zürich, um sich dort dem Studium der Medizin zu widmen. Vom Herbst 1898 bis 1899 besuchte sie die Klinik der Universität Halle „als Gast“ und kehrte dann nach Zürich zurück. Als sie im Herbst vorigen Jahres dort schon ihr Gesuch um Zulassung zur Staatsprüfung eingereicht hatte, erhielt sie die Nachricht von dem im Juni 1900 erfolgten Beschluß des deutschen Bundesrats, wonach reichsdeutschen Damen, die vor dem Jahre 1899 ihr Studium im Auslande begonnen haben, Examina und Studienzeit angerechnet werden sollen, und begab sich unter Verzicht auf die eidgenössische Zulassung sofort nach Halle. Hier promovierte sie magna cum laude.

Der Chef des Militärkabinetts, General von Hahnke, ist vor kurzem von seinem Posten zurückgetreten. Als sein Nachfolger ist Graf von Hülsen-Haeseler, der Kommandant des in Metz garnisonierenden Armeekorps, ernannt worden.

Gemeinnütziges.

Zur Rettung angebrannter Speisen. Auch der unglücklichsten Köchin kann es einmal passieren, daß ihr die eine oder andere Speise anbrennt. Ist dies nicht zu weit vorgeschritten und die Speise noch nicht ganz verdorben, so stelle man den Topf so schnell als möglich in ein Gefäß mit kaltem Wasser und ersehe letzteres sofort wieder mit frischem, sobald es warm geworden ist. Dadurch wird sich die am Boden des Gefäßes angelegte Kruste lösen und die Speise selbst den üblen Geruch verlieren. Gelingt nun letzteres auf diese Weise nicht ganz, so feuchte man ein reines Tuch mit reinem Wasser an, decke es über das Gefäß, streue Salz darauf und lasse es eine Weile so stehen.

Fässer zu reinigen. Wie oft wird hierin gefehlt und die Hausfrauen klagen, daß sie nicht begreifen, wie der Inhalt des Fasses schlecht und faul geworden sein kann; gewöhnlich liegt der Grund in dem nicht genügend sauberen Faß. Sie glauben, wenn sie das Faß mit frischem Brunnenwasser gereinigt, hätten sie genug gethan. Dem ist nicht so. Wasser allein thut's nicht! Man nimmt allerdings Wasser, rührt aber dasselbe mit Mehl oder Kleie an, und füllt mit dieser Mischung die Gefäße voll und läßt dies Wasser so lange in den Fässern stehen, bis Gärung eintritt; diese stößt alle Unreinlichkeit von den Wänden der Fässer los und teilt sich dem Wasser mit. Beim Ausgießen des Wassers ziehen alle Unreinlichkeiten, Bodensatz, Schimmel mit ab, selbst der üble Geruch verliert sich. Dann spült man mehrere Male mit reinem Brunnenwasser nach und erhält so ein reines Faß. Das Schmutzwasser braucht man nicht fortzugießen, sondern kann es den Schweinen als Trank geben.

Weißer Naturfelle, wie auch zartfarbige wollene Umhänge, Schwanbesatz und dergleichen reinigt man, indem man solche tüchtig mit trockenem Weizenmehl abreibt und dann sorgfältig abklopft.

Nachtsch.

1. Begierbild.



Wo ist der Diener?

2. Diagonal-Rätsel.

a	a	a	a	e	e
e	e	e	f	g	h
h	j	k	m	n	n
o	o	o	o	p	r
r	r	r	s	t	t
t	t	t	u	v	w

Die Buchstaben des nebenstehenden Quadrats sind so zu ordnen, daß die einzelnen Reihen folgende Worte ergeben: 1. ein Metall, 2. einen Vornamen, 3. eine Gedichtform, 4. eine Erklärung, 5. eine Stadt in Italien, 6. einen bekannten Dichter. Wenn die Worte richtig gewählt sind, dann bezeichnen die beiden Diagonalen zwei Hauptfaktoren der heutigen Kriegskunst.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Wer nichts vernimmt und wer nicht leidet, Ein Glücklicher wird er genannt; Doch fragt ihn, ob' ihr ihn beneidet; Nur das, ob er sein Glück erkannt. Den meisten gilt in spätem Jahren Als Jubelgruß des Glück's das Kind, Sie wissen, daß sie glücklich waren Erst dann, wenn sie es nicht mehr sind.
2. Hagel, Kant, Nis, Gore, Land, Damm, Hamm, Motte, Kohle, Steuer, Solle, Sid, Sela, Minne, Wart, Schale, Grab, Regel, Bauer, Nachher ist jeder klug. — Ueber Nacht kommt Rath.
3. Gastmahl.

Lustiges.

Illustrierte Lokalnotiz.



„Unsere brave Feuerwehr war gestern wieder gezwungen, auszurücken.“

Der Broß.

Bankier (zum Buchhändler): „Ich möchte mir eine Bibliothek einrichten; sagen Sie, was kosten so 400 Bücher?“

Modern.

Präsident (der vor kurzem in die Hauptstadt versetzt wurde und eine große Gesellschaft giebt, zum ehemaligen Diener seines Vorgängers): „Die Gäste zu placieren muß ich Ihnen überlassen, Jean; Sie sind mit den hiesigen Verhältnissen ja genau bekannt! . . . Merken Sie vor allem darauf, daß Sie die geschiedenen Eheleute nicht nebeneinander bringen!“

Das alte Lied.

„Ach, nur eine reiche Partie könnte mich aus meiner Lage retten!“
 „Na, da heiraten Sie doch!“
 „Ach — ich bin ja schon verheiratet.“

Ein Optimist.

A. (zu seinem Freunde, dessen Theaterstück soeben mit Glanz durchfällt): „Du, die rufen immer „au“, ich glaube, sie fangen schon an, nach dem Autor zu rufen.“

Erster Gedanke.

Frau A.: „Meinen Mann lernen Sie nie kennen, der ist beinahe jeden Tag ein anderer.“
 Frau B.: „Ah, das muß schön sein, jeden Tag einen anderen Mann zu haben.“

Heimggegeben.

Miß (zu einem bettelnden Strolche): „O, shocking, der Mann riechen nach Snaps!“
 Strolch: „Na, auf Dit kolonje reichts bei mir nicht.“

Splitter.

Ein schöner Name gleicht dem Vermögen, er ist schwieriger zu erhalten, als zu erwerben.